

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 4

Artikel: Schmetternel
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663403>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

S C H M E T T E R N E L

Ich setzte mich, aller Geschäfte ledig und bereit, den Frühsommertag zu geniessen, an ein rundes Tischchen eines jener wenigen Freiluftrestaurants, die der Zürcher Bahnhofstrasse das Cachet eines Pariser Boulevards zu geben versuchen. Die Linden über mir begannen zu blühen und zu duften, die Menschen hasteten über das breite Trottoir an der schmalen Insel nichtstuender Cafégäste vorüber, Autos, blauweisse Trams mit einigem Lärm ... Kaum hatte ich mich gesetzt, so kam auch vom Trottoir her ein weiterer Gast an meinen Tisch, murmelte etwas und setzte sich, stellte die Aktenmappe neben sich auf den dritten Stuhl und ärgerte mich zum voraus, weil ich nun nicht, wie es dem Genuss der Stunde entsprochen hätte, meine Beine längelang unter den Tisch strecken konnte, sondern zu einem gewissen Arrangement genötigt ward.

Der Hinzugekommene machte den Eindruck eines gutgekleideten Fünfzigers; bei näherm Zusehen freilich liessen Hose und Rock doch eher an einen Feilträgerladen in der Langstrasse, denn an männliche Haute couture denken. Naja. Aber im übrigen kam mir nun der Mann irgendwie bekannt vor — nein — oder doch?

«Sollten wir uns kennen?» fragte er nun, und es ergab sich nach einigen Präliminarien die Tatsache, dass wir vor Jahr und Tag ein Vierteljahr lang in derselben Pension «Seeblick» nebeneinander gesessen und die Hausmannskost der Madame Gredinger genossen hatten. Ich erinnerte mich eines blonden, etwas unappetitlichen Studenten, der sich durch endlose Reden über die Schwierigkeiten eines Staatsexamens unbeliebt gemacht hatte, schauderhaft Klavier spielte und einen noch schauderhafteren Namen getragen hatte — Trompetengeschmetter oder so etwas —

«Schmettertatsch! wenn Sie gestatten», stellte er sich nun vor.

«Richtig, Herr Doktor, stimmt!»

Aber Schmettertatsch runzelte die Stirn: «Es ist nichts daraus geworden. Sie wissen ja, wie's geht, wenn man keine Protektion und keinen Vetter

hat!» Damit hatte er auch schon eine leicht zerknitterte Visitenkarte aus der Westentasche gezogen und streckte sie nun über den Tisch, wodurch er mich in leichte Verlegenheit brachte, weil ich mich nicht revanchieren konnte.

«Johannes», Internationales kulturphilosophisches Institut, las ich samt Strasse und Hausnummer. «Aha — so!» nickte ich; was soll man anderes zu einem kulturphilosophischen Institut sagen?

«Ich schreibe unter dem Pseudonym Eternel — das klingt besser als das andere.» Ich konnte nur beistimmen. Mit Schmettertatsch war wahrhaftig kein Staat zu machen.

«Sie werden mir wohl auch schon begegnet sein? Ich schreibe ziemlich viel, schliesslich muss der Mensch gelebt haben ...»

Ich log. In gewissen Situationen ist man um der Höflichkeit willen, alle Ethik hin oder her, zum Lügen gezwungen. «Gewiss — hie und da, so in Zeitschriften — aber mein Gedächtnis ist nicht mehr so sattelfest wie einst im Mai.»

Ich bestellte bei der inzwischen hinzugetretenen Serviettochter einen Café crème, Eternel einen Cognac. «Wenn Sie gestatten?» sagte er mit einem fragenden Blick zu mir.

Dann machte er sich an der braunen Mappe zu schaffen; in Zürich läuft kein anständiger Mensch ohne Mappe über die Strasse, auch wenn nicht stets die Akten eines Verwaltungsrates darin verborgen liegen. Dazu murmelte er etwas von Arbeiten, die im Buchhandel erschienen seien, und belegte das Murmeln anschliessend mit einem Antiquariatskatalog, dessen abgegriffene Seiten da und dort rote Kreuze aufwiesen. Ich las ein paar Titel: «Abendländisches Sammelsurium — Panem et Circenses heutzutage — Die innere Schau — Kosmos und Bürger — Der Denkprozess bei Hermann Hesse — Napoleon redivivus? — Geigen und Harfen — Feuer und Fackeln, lyrische Gedichte —».

Allzuviel konnte ich mir darunter nicht vorstellen, brauchte mich auch nicht darüber auszulassen, denn Eternel hatte sich nun aufgefangen und begann zu reden.

Eine Zeitlang sei er beinahe Schriftsteller geworden, aber man wisse ja! Die Schweiz sei der geborene Holzboden für die Kunst und der Prophet gelte nichts im Vaterland, auch mit einem Drama habe er es versucht, mit Feuilletons unter dem Strich (und unter dem Hund honoriert, murkte er dazu), mit Gedankensplittern schliesslich, die man gelegentlich in einem Kalender unterbringe. Grössere Arbeiten verlege er selber, selbstverständ-

lich nach all seinen Erfahrungen mit Verlägen. Da setzen die Herren einen Vertrag auf und versprechen 1000 Stück zu drucken und zahlen mir 20 Rappen per Stück, macht 200 Franken auf den Laden gelegt, mein Herr! Wenn sie nun aber 5000 drucken und 5000 verkaufen — alles so hintenherum, hm? Und steinreich werden dabei, hm? So läuft der Has nämlich und nicht anders! Seit ich einmal einem von dieser Clique die Meinung gesagt habe, traut sich keiner mehr, ein Manus von mir auch nur zu lesen, geschweige denn zu verlegen!

Er hatte sich eine eigene Lebensgeschichte zusammengedichtet und es hatte keinen Sinn, dem verbitterten Menschen zu widersprechen. Es ergab sich des fernern, dass Eternel auch Journalist war. «Sogar die NZZ nimmt mir hie und da etwas!» sagte er mit stiller Genugtuung, warf den Kopf etwas zurück und strich eine Streife grauen Haares aus der Stirn. Er hatte eine hohe, ich möchte fast sagen edle Stirn.

Er zog aus der Rocktasche eines jener ledergebundenen kleinen Notizbüchlein, die ich selber seit Jahren zu schätzen weiss. Auf dem schwarzen Deckel war die Jahrzahl in Golddruck zu lesen: 1954. «Ich habe da ein spezielles System» — erklärte er mit schwachem Lächeln. «Nämlich so: 1954 schrieb ich alles mit Bleistift auf, 1955 mit dem Kugelschreiber, 1956 mit einem Rotstift — so spar ich mir die unnötige Ausgabe.» Er sah mir nicht in die Augen bei diesen Worten. Nun hatte er den Ausschnitt aus der NZZ gefunden und gab ihn mir zu lesen. Ich überflog die wenigen Zeilen; der Einsender reklamierte wegen einiger alter Kastanienbäume, die vom Stadtbauamt oder von der Stadtgärtnerei an der Berninastrasse umgehauen worden waren und widmete ihnen gute Gedanken der Erinnerung, die die stille Empörung der ersten Zeilen etwas milderten.

Die Broschüren lagen immer noch auf dem Tischchen, zwischen der Tasse mit dem Café crème und dem Cognacglas. Er wies mit einer müden Geste darauf: «Sie können Sie behalten, wenn Sie wollen — geschenkweise meinewegen. Im Buchhandel müssten Sie einen Franken bezahlen.»

Er sah mir aufmerksam zu, wie ich die fünf Büchlein langsam in die Rocktasche gleiten liess; ich spürte seine wartenden Blicke mir folgen. Es war selbstverständlich, dass ich sie nicht geschenkweise annehmen konnte. Er dankte mit vielen Wörtern und versorgte das Geld sorgfältig in einem alten Portemonnaie. «Heutzutage muss der Mensch

um alles froh sein», versuchte er zu scherzen; aber man spürte die heimlichen Untertöne in der Stimme.

«Wie Sie da die Büchlein in die Tasche gleiten lassen, das sah gerade so aus, als ob Sie einmal Taschenspieler gewesen wären? Nämlich ich kenn das Metier auch von früher her und treib es heute noch im Notfall — sehen Sie?»

Er warf die Rechte in die Luft und machte eine vage Bewegung, und schon holte er aus meiner Westentasche ein Kartenspiel, lachte vergnügt über mein Erstaunen und versorgte die Karten wieder in seiner eigenen Tasche, woher er sie hergezaubert hatte. «Man tut, was man kann, und Taschenspieler ist ein ehrlicher Beruf wie jeder andere», lächelte er, und ich war seiner Ansicht. Jedenfalls hatte der Mann sein Möglichstes versucht, um sich durchs Leben zu bringen.

Und er sprach weiter von Engeln und Dämonen, von Backpulverreklame, von Paris und von Ludwig II., von allen möglichen Dingen zwischen Himmel und Erde.

«Zum schönsten rechne ich meine Zeiten vom „Cornichon“ selig. Ach ja, wissen Sie, Hauptrollen hatte ich zwar nie zu spielen — mehr so dies und das hinter der Bühne oder unten in der Wirtschaft, im „Hirschen“, aber dafür schenkte mir der liebe alte Hegi jedesmal ein Freibillett — ja, das waren noch Zeiten — wenn ich nach Hause kam freilich, da war's fertig mit dem Cornichon, da gab's nur noch echte saure Gurken von Hand serviert; denn ich hatte nicht nach dem Horoskop geheiratet — statt einen Stier eine Jungfrau, und was für eine. Gott hab sie selig!» Er benützte den Moment vorübergehender Trauerstimmung rasch zu einem weitern Cognac, und weil ich voraussah, dass nun das Gespräch zur Elegie werden müsste, so langte ich nach der Hintertasche. Die kurze Bewegung gewahr werdend, rief er rasch: «Fräulein, der Herr will zahlen!» und zu mir gewandt: «Und merci mille fois, dass Sie mich so mir nichts, dir nichts eingeladen haben!»

Aufmerksam sah er dem kleinen Zahlgeschäft zu, als ich die Note mit der Silberdistel auf den Tisch legte und sodann samt einem heitern Blick eine rötliche Zehnernote aus der Hand des Mädchens entgegennahm.

«Moment mal! Moment mal! Noch rasch zum Abschied einen netten Trick!» Da war auch schon

Zum nebenstehenden Bild: Trüber Herbsttag in New York
Photo H. P. Roth



die Zehnernote spurlos verschwunden. Das Mädchen machte höchst verwunderte Augen und schnappte nach Luft, ich dachte an die Taschenspielerkünste — und dann sah ich Schmettertatsch in die Augen. Das ganze Elend eines nutzlos vertanen Lebens lag in seinem Blick, die bare Not schrie aus den trüben Augen.

«Glänzend gemacht! Schmettertatsch! Ist in Ordnung!»

Er schluckte die Tränen hinunter. «Man findet immer wieder einen Menschen, der einen versteht», murmelte er und machte sich mit der Mappe zu schaffen. «Besuchen Sie mich doch einmal! — das heisst — nächste Woche bin ich abwesend, an einem Kongress sozusagen, aber sonst spiel ich jeden ungraden Abend Klavier im „Paradiesli“ — ganz zu unterst an der Strasse! Die zweitletzte Haltestelle! Denken Sie mal an den alten Eternel! Au revoir!»

«Auf Wiedersehen, Herr Schmetternel!»

Mit einem müden Lächeln nickte er noch einmal zurück und verschwand im Trubel der Strasse.

Emil Schibli

D I E E H E P R O B E

«Ach», sagte Biedermann, nachdem er uns eine Weile zugehört hatte, «das sind Theorien.»

Es war über die Frage gesprochen worden, ob wir bei uns in der Schweiz nicht gar zu spiessige und veraltete Ansichten über eheliche Treue hätten, und ob die Aufregung angebracht sei, welche man bei einem kleinen und harmlosen Seitensprung des einen oder andern Partners in Szene zu setzen pflege.

Der Forscheste unter uns hatte für weitgehende persönliche Freiheit plädiert und keck behauptet, dass sie der beste Ehekitt sei, weil sie beide Teile vor Verkrampfung und Ueberdruss bewahre. Vernünftigerweise könnte weder der Mann noch die Frau auf den mit ihm verbundenen Menschen Besitzrechte geltend machen, und wenn es dennoch geschehe, und man müsse dies leider in fast allen Fällen als Tatsache zur Kenntnis nehmen, so sei es nur ein Beweis für seine These, dass in Wahr-

heit der Zustand legaler Sklaverei auch heute noch fortbestehe. Moderne Eheleute hätten die Pflicht, einander zu grösserer persönlicher Freiheit zu erziehen und das scheussliche Laster der Eifersucht wenn nicht geradezu auszurotten, so doch wenigstens zu bekämpfen. Andernfalls trete sonst eben ein, worüber man Verheiratete so oft klagen höre, nämlich, dass die Ehe ein Gefängnis sei, aus dem man heute in zunehmendem Masse auszubrechen versuche; die hohe Zahl der Ehescheidungen bestätigten es ja zur Genüge.

Aber nun war also Biedermann an der Reihe; er hatte das Wort.

«Ich will euch», sagte er schmunzelnd, «ich will euch erzählen, wie es mir mit euren Theorien ergangen ist. Nachdem ich ungefähr ein Jahr verheiratet war, lernte ich in Basel einen jungen Maler kennen, einen Burschen, der aussah wie ein griechischer Gott, ein Eros im wahrsten Sinne des Wortes. Er hatte sich, so erzählte er mir, im Tessin für weniges Geld eine Villa gemietet, ein üppiges, wenn auch etwas verwahrlostes Haus mit acht oder zehn Zimmern, und er war eben im Begriffe hinzufahren und es in Besitz zu nehmen. Ob noch andere Leute mit ihm zusammenwohnten, fragte ich ihn.

„Nein, ich bin mutterseelenallein“, sagte der Maler.

Kurz und gut, am Ende wollte ich von ihm wissen, ob er mir und meiner Frau für zwei oder drei Wochen in seinem Palazzo Unterkunft gewährend würde. Als Gegenleistung wollte ich dann um Speis und Trank für uns drei besorgt sein.

„Gut, abgemacht!“ sagte der Maler. „Kommen Sie, sobald es ihnen passt. Hoffentlich ist ihre Frau hübsch oder wenigstens verträglich“, fügte er noch scherhaft hinzu.

Seien Sie unbesorgt, sie ist beides, erwiderte ich lachend. Vierzehn Tage später rückten wir, unsere Koffer schleppend, von Balerna her an. Geträumte Erwartungen wurden, was ja selten genug ist, von der Wirklichkeit weit übertroffen. Die Villa stand ausserhalb eines kleinen Tessiner Dorfes, mit breiter Toreinfahrt und einem fürstlich grossen Park. Nur die Dienerschaft fehlte. Aber das war es ja gerade: wir waren der Romantik wegen hergekommen, nicht um vornehm oder auch nur bürgerlich, sondern einmal nach Herzenslust bohemhaft leben zu können.

Auch das Innere des Hauses war sehr geräumig. Die grösseren Zimmer hatten die Ausmassen von Tanzsälen. Nach Süden gab es eine gedeckte